

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 288. Bromberg, den 21. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(9 Fortsetzung.)

Adano durfte sich nicht mehr verhehlen, daß sie in eine kritische Lage kämen, wenn sie an dieser Stelle, mit den Gebirgswegen unbekannt und nur auf den einen, so leicht unpassierbar zu machenden Hohlweg angewiesen, von den Indianern überfallen wurden. Die Guasos enthoben ihn aber bald jedes Zweifels, denn ihnen war ebensowenig entgangen, daß eine zusammenwirkende Bewegung unter den verschiedenen Horden stattfinde, und sie fühlten nicht die geringste Neigung, den bis zum Äußersten gereizten und aus ihrem Gebiet vertriebenen Araukanern hier in die Hände zu fallen. Sie bedauerten auch Irenes Schicksal und hatten getan, was in ihren Kräften stand, um sie den Wilden wieder zu entreißen. — Weiteres konnte niemand von ihnen verlangen, und unumwunden erklärten sie dem Führer der Patrouille, daß der Argentinier vollkommen recht gehabt, wenn er drauf drang, den Rückweg anzutreten, und daß sie seinem Beispiel folgen würden, ehe es zu spät sei.

Adano versuchte, — ihnen im Herzen beistimmend, — dennoch sein Möglichstes, sie wenigstens solange zurückzuhalten, bis ihnen eine wirkliche Gefahr drohe; sie meinten aber trocken, „dann sei es zu spät, und sie wären nicht gesonnen, das abzuwarten". Außerdem zog sich wieder ein wildes Wetter zusammen, und wenn es auch den indianischen Waffen keinen Schaden tat, so würde es doch ihre Gewehre durchnässen, daß sie nicht einmal Feuer geben konnten. Kurz und gut, sie erklärten die Unmöglichkeit, den Pehuenchen die genommene Beute für jetzt wieder abzujagen. Später sei es vielleicht möglich, aber für den Augenblick wollten sie wenigstens bis zu dem Engpaß zurückreiten, damit ihnen der nicht verlegt werde. Ohne weiteres wandten sie ihre Tiere und folgten den Fährten des ihnen vorangegangenen Kundschafters.

7. Pedros Abenteuer.

Pedro Alfeira hatte, seiner eigenen Aussage nach, den größten Teil seines Lebens unter den Pehuenchen zugebracht, deren Sprache er fast besser als die eigene spanische redete, und er behauptete sogar, einer jener Stämme habe ihm Häuptlingsrechte eingeräumt. Davon wußten die Indianer aber nichts, und Pedro war auch eines Tages plötzlich aus ihrem Territorium verschwunden und nicht wieder dahin zurückgekehrt. Er sprach allerdings nie über das, was ihn verscheucht hatte, aber etwas mußte vorgefallen sein, was ihm den Rückweg dorthin abschnitt oder jedenfalls gefährdete; auch schien er plötzlich aus einem treuen Freund der Pehuenchen der erbittertste Feind derselben geworden zu sein, denn er nannte ihren Namen nie mehr ohne einen Fluch, und schwur oft und laut, nicht ruhen zu wollen, bis er die ganze „verdammte Rasse" ausgerottet sähe.

Gern und rasch hatte er sich deshalb dem Zug angeschlossen, in der Hoffnung, die von dem geraubten Vieh aufgehaltenen Indianer einholen und züchtigen zu können. Anders gestaltete sich das freilich, als diese zu großen Vorsprung gewannen und die östlichen Abhänge der Kordilleren zu früh erreichten. Hier wandte sich sogar das Blatt gegen sie, denn gerade durch den Einfall der Chilenen in Araukanien war eine Unzahl von Indianern in die Osthänge hinübergejagt und jeden Augenblick bereit, über irgend einen rupp von Weißen herzufallen, der sich in ihren Bereich wagen sollte. Dem mochte er sich nicht aussetzen.

Pedro stieg mit seinem Pferde langsam den Hang empor und hielt dort kurze Zeit, um sowohl sein Tier verschnaufen zu lassen, wie auch einen Überblick über die vor ihm liegende Ebene zu gewinnen. Still und öde lag der Platz wie vorher, nur die niederen Gebüsche neigten ihre Wipfel schon dem nahenden Sturm, während ein kleiner grauer Falke mit raschem, ängstlichem Flügelschlag vor dem Wind dem schützenden Berghang zustrebte und einen gedeckten Platz vor dem anbrechenden Wetter zu erreichen suchte.

Es kam auch dunkel und gewaltig über die Höhe dahergezogen; die Wolken hingen so tief, daß sie die nur etwas höher liegenden Kuppen schon in ihre grauen, wehenden Schleier hüllten. Einzelne große Tropfen fielen, als plötzlich ein greller, zuckender Blitz zischend herniederschoß und kaum zwei Sekunden später ein schmetternder Donnerschlag hinterdrei prasselte, daß das Pferd zusammenfuhr und ängstlich zu schnauben und zu scheuen begann.

„Hoho, Brauner!" lachte der Reiter, indem er den Zügel fester aufgriff. „Hast wohl noch nie etwas Derartiges erlebt, daß du erschrickst wie ein Rekrut beim ersten Flintenschuß? Vorwärts, mein Alter! Wenn wir die Felsen da drüben erreichen, finden wir Schutz; hier heißt's noch ein wenig dem Wetter die Stirn geboten." Und den Poncho über die Knie ziehend, denn ein wahrer Wolkenbruch entlud sich über die Hochebene, setzte er dem Tier die Sporen ein und sprengte, was es laufen konnte, den Plan entlang.

Und Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag, und so dröhnend, daß die Erde von dem furchtbaren Gekrach zu beben schien. Tiefer senkten sich dabei die Wolken, und fast Abenddunkel herrschte, während der Regen noch immer den Wald peitschte. Pedro beachtete das Wetter wenig genug. Er war in Sturm und Wetter groß geworden, gerade so wie sein Pferd, das auch noch nie im Leben einen Stall gesehen hatte, und beide schüttelten eben das Wasser ab, wie es niederfiel.

Pedro hielt den Blick, — vielleicht nur aus alter Gewohnheit — immer wieder auf den Boden gesenkt, über den er jagte, ob er nicht dort frische Spuren erkennen könne; aber gerade der Regen, den er für seine Flucht so nützlich hielt, verbarg ihm das, was ihn sonst wohl vorsichtiger in seinem wilden Ritt gemacht hätte: die Spuren eines kleinen Trupps von Wilden, die vor kaum einer Viertelstunde den Platz gekreuzt und sich ebenfalls den Hügeln zugezogen hatten. Der niederschlagende Regen peitschte das alles im Nu glatt und eben, und selbst das geübte Auge des Kundschafters glitt achtlos darüber hin.

Nur einmal spornte er sein Tier zu einer kleinen Erhöhung in der Ebene, von wo er einen Überblick über das Becken erhielt. Dort zügelte er es ein, wandte den Blick zurück und nickte dann lächelnd vor sich hin. Da kamen sie richtig, die Kameraden, die sich noch eine Zeitlang gegen das Unvermeidliche gesträubt; schon hatten sie die Ebene erreicht und folgten ihm. Waren ihnen die Wilden so rasch auf die Hacken gekommen? Aber hier auf dem offenen Plan, dem Sturm vollkommen bloßgegeben, wollte er sie nicht erwarten; drin in dem Hohlweg fand er wenigstens Schutz gegen das ärgste Wetter, und, sein Tier wieder herumlenkend, gab er ihm aufs neue die Sporen.

Wohl hatte er den Blick auch über die anderen Teile der Ebene geworfen, aber nur flüchtig und gedankenlos. Was war auch da weiter zu sehen, als der Wassersturz, der auf die immergrünen Büsche niederschlug. — Vor ihm lag der Eingang in die Felsenschlucht oder Spalte, kaum noch wenige hundert Schritt entfernt und eben wie durch einen trüben Schleier sichtbar, und sobald er die erreichte, war er geborgen, denn der Wind, der sich in der kurzen Zeit um den halben Kompaß gedreht, kam jetzt genau von Norden, und die Spalte lief von West nach Ost, ließ also den schräg niederpeitschenden Regen nicht einmal bis unten hinein.

Hei, wie das pfiff! Die kalten Tropfen schlugen ihm in die Ohren, er zog seinen alten Filzhut an der Seite so tief als möglich herunter, um sich dagegen zu schützen. Auch das Pferd schüttelte mit dem Kopf und schnaubte und prustete, und schien mit aller Macht vorwärts zu streben, um die Felsenwand zu erreichen.

Rechts von dem Reiter, den Sturm nicht achtend, die langen schwarzen und nassen Haare vom Winde gepeitscht, flogen drei braune Gestalten auf schäumenden Rossen dahin, — links regte und bewegte es sich in den Büschen, — der Argentiner bemerkte es nicht. Wieder zuckte ein Blitz über die Ebene, und fast unmittelbar folgte ein Schlag, als ob ein Sechzigpfünden in nächster Nähe abgefeuert würde.

Dort lag der Eingang zu dem Felsentor, nicht fünfzig Schritt mehr entfernt! zwischen den Regen mischte sich der Hagel, und klappernd rasselten die gefrorenen Ballen auf den Kies nieder.

„Caracho!" fluchte der Argentiner, indem er den Kopf ein- und die Krempe seines Hutes vollends herunterzog. „Jetzt wird's Ernst. Das haben sie von ihrem Warten! Wohl bekomm ihnen die Ladung, bis sie die Schlucht erreichen." —

Der Braune flog über den letzten offenen Platz, der ihn noch vor dem Felsentor trennte. Er hatte es auch satt bekommen, denn gerade hier, wo sich der Orkan wahrscheinlich an den schroffen Felsen stieß, heulte er mit verdoppelter Schärfe, und trieb Hagel und Regen mit aller Gewalt gegen Roß und Reiter an. — Noch ein paar Sätze, und er hatte es erreicht, und Pedro, den Hut tief in die Augen gezogen, warf nur einen flüchtigen Blick nach dem Weg, um sein Tier nicht durch den Zügel zu beirren. Da suchte er es plötzlich erschreckt zurückzureißen, — aber zu spät. — Es war im vollen Sprung, als es — während ihm der Reiter den Kopf durch den Zügel in die Höhe zog, — mit dem Hals gegen einen quer vor die Mündung des Engpasses gespannten Lasso anflog und durch das elastische Tau gehoben und zurückgeworfen wurde, so daß es auf die Hinterbeine kam und sich überschlug.

Pedro war im Nu aus den Steigbügeln und sprang seitwärts ab, um nicht unter das Pferd zu kommen, aber der weite Poncho hinderte ihn in seinen Bewegungen. Der sich darin fangende Wind schlug die nassen Falten um ihn her, so daß er mit dem einen Fuß hineintrat und hinstürzte. Wohl raffte er sich rasch wieder empor und warf den breitrandigen Hut vom Kopf; in demselben Moment fühlte er aber auch den scharfen Ruck eines Lasso um seinen linken Arm und Leib. Seine rechte Hand war frei und griff nach dem Messer. Wie ein Schatten flog auf schnaubendem Roß ein halbnackter Wilder an ihm vorüber, und von dem angespannten Ledertau wurde er mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden gerissen. Das Messer bekam er trotzdem frei, aber seine Füße fanden keinen Anhaltspunkt mehr — stemmen wollte er sich — vergebens.

Über den rauhen Plan hin zerrte ihn die Gewalt des unzerreißbaren Seils, — das Messer blieb in einem Busch hängen; — sein Gesicht wurde von den Sträuchern blutig gepeitscht, sein Kopf traf an einen Stein, und sein bewußtloses — widerstandsloses Opfer schleifte der Wilde hinter sich drein ins Dickicht.

Andere Indianer hatten indessen das Pferd gefangen. Von allen Seiten galoppierten lärmende, lachende Pehuenchen, den Sturm und Regen nicht achtend, vorbei und jauchzten über den gelungenen Fang. — Aber nicht lange; einer ihrer Späher kam plötzlich angesprengt und meldete die Rückkehr der Feinde, die sich, von allen Seiten bedroht, rasch hatten entschließen müssen, aus Verfolgern Flüchtige zu werden. — Um ihnen standzuhalten und den Weg durch die Schlucht abzuschneiden oder zu verhindern, dazu war der kleine Trupp da oben zu schwach. Er konnte kaum zwanzig Krieger zählen und hatte sich nur hier postiert, um einzelne abzufangen oder auch vielleicht den Feind, wenn irgend möglich, so lange aufzuhalten, bis die schon durch Zeichen herbeigezogenen Schwärme den Kampfplatz erreichten. Dann freilich waren die Weißen verloren und kein einziger von ihnen hätte vielleicht den Chilenen da drunten Nachricht über den verunglückten Zug bringen können.

Die roten Burschen schienen in der Tat unschlüssig, ob sie nicht wenigstens den Versuch machen sollten, die Höhe zu erklettern und von dort Steine in die Schlucht hinabzulassen, — aber die Zeit war zu kurz. In gestreckter Karriere kamen die Chilenen an. Die Guasos voran, die Ulanen den Rückzug deckend. Adano der letzte von allen. Dicht auf den Fersen folgte ihnen ein wilder Schwarm von braunen Gestalten, die, wie aus dem Boden gewachsen, von allen Seiten auf sie hereingebrochen waren. Blitze zuckten dazwischen, noch immer schleuderte der Donner seine prasselnden Schläge in den Aufruhr der Elemente, und der Regen fiel in Strömen.

Während Pedro aber auf seinem Hetzritt keinen Feind erkennen konnte, so lag es dagegen nicht in dem Plan der Pehuenchen, dem flüchtigen Reitertrupp das Bewußtsein irgend einer Sicherheit zu lassen. Bald von der, bald von jener Seite schallte deshalb ein gellender, scharfer Schrei, der bald da, bald dort beantwortet wurde und die Feinde dadurch in steter Angst und Aufregung hielt. Selbst die Pferde fingen an, die Unsicherheit zu teilen und wurden scheu und störrisch. Mit dem Sturm um die Wette jagten sie die buschbewachsene Ebene entlang, und selbst einzelne der Ulanen hatten sich schon unter die vorderen Reiter gemischt, wo sie sich, den Rücken gedeckt, gegen die Überzahl der Wilden stellen und verteidigen konnten.

Jetzt hatten sie den Eingang erreicht, und während zwei oder drei der Furchtsamsten in voller Flucht gegen den Lasso anprallten und zurückgeworfen wurden, scheuten wieder andere Pferde davor und bäumten auf. Zu gleicher Zeit aber brachen auch die bis dahin versteckt gebliebenen Indianer mit wildem Geheul hervor und schleuderten ihre Bolas zwischen die stampfenden Tiere, die Verwirrung nur noch vergrößernd. Einzelne wollten auch schon in ungeregelter Flucht ihr Heil nach links oder rechts in den Wald hinein suchen, und dann wären alle verloren gewesen, als einer der Ulanen zur rechten Zeit seinen Säbel aus der Scheide riß und den Lasso durchhieb. Dadurch wurde die Bahn frei, und Adanos Ruf sammelte rasch seine Leute, die — während die Guasos in den Engpaß einritten und auch keine Zeit versäumten, hindurch zu kommen, — Front gegen die Wilden machten und ihre Karabiner auf sie abdrückten.

Hier zeigte es sich aber, wie sehr sie — bei einem Kampf im offenen Feld — gegen die Indianer im Nachteil gewesen wären; denn durch den Regenguß angefeuchtet, versagten fast alle Gewehre. Nur drei oder vier gingen glücklich los richteten aber schwerlich Schaden unter den Feinden an. Aber selbst der Knall erschreckte diese, während er die Chilenen ermutigte, und mit dem Gefühle der Sicherheit, das ihnen die Erreichung der Schlucht gewährte, sahen sie sich wenigstens imstande, nicht allein den Rückzug der Ihrigen zu decken, sondern auch den Feind von sich fern zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten im Polarschein.

Weihnachtsfreuden in der nördlichsten Siedlung der Welt.

Von R. Bulwer.

Von November bis Ende Januar sehen die Einwohner Nord-Grönlands, deren Siedlungen die nördlichsten der Welt sind, keine Sonne. Allerdings ist die Bezeichnung Finsternis nicht zutreffend für die Weihnachtstage in diesem weltfremden Gebiet. Sieht man nicht die Sonne, so scheint den Grönländern ein anderes, noch wunderbareres Himmelslicht. Der Schnee leuchtet im Glanze der Sterne und des Polarlichtes, während der Mond lächelnd und scheinbar gut aufgelegt über den ganzen Horizont spaziert. Selbst zur Mittagszeit scheint der Mond so hell, daß seine Strahlen eine leuchtende Brücke über das eingefrorene Meer bilden. Nur einige Minuten „am Tage" kann man das Lampenlicht entbehren.

Unbeschreiblich schön ist dagegen die Farbenpracht der dunklen Zeit, was widersprechend klingt und dennoch wahr ist. Die Sonne, die sich in höchst eigener Person nicht zeigen will, entsendet dafür ihre Adjutanten, starke, prachtvolle Strahlenscharen, von denen die Wolken erglühen und die den Schnee doppelt weiß erscheinen lassen, während der Himmel sich tiefblau färbt.

Gerade die Weihnachtszeit in diesem nördlichsten unter den bewohnten Flecken unserer Erde verfügt über eine Farbensinfonie, in der alle möglichen Schattierungen mitspielen und sich zu einer unbeschreiblichen Harmonie vereinigen. In festlicher Pracht geht Nord-Grönland dem heiligen Weihnachtsfest entgegen. Der strahlende Kranz des Polarlichts krönt den Himmel, an dem der Weihnachtsstern aufflammt. Die niedrigen Häuser der Siedlungen sind tief mit Schnee bedeckt. Durch die Fenster schimmert aber mehrere Wochen lang Tag und Nacht helles Licht. Drinnen wird mit Hochdruck gearbeitet. Bereits mehrere Wochen vor Weihnachten fangen die Grönländer an, ihre Festkleidung fertigzustellen. Männer, Frauen und Kinder — alle sind daran beteiligt, alle sollen ihren Anteil an festlichen Gewändern haben. Der Fellvorrat vom Sommer- und Herbstanfang wird hervorgeholt. Da ist das schöne Fell, das die Frauen der ganzen Welt als Seal kennen. Aus diesem seidenartig weichen Fell nähen sich junge Grönländerfrauen Weihnachtshosen! Dort liegen gröbere Felle, die sich am besten für männliche Anzüge eignen. Aus weißen Fellen, die oft einen großen Wert haben, werden Gamaschen geschnitten. Vor allem muß alles mit Stickereien reich geschmückt sein. Es entstehen Wunder der Heimkunst-Trachten, die in allen Farben leuchten. Similiperlen, aus Dänemark importiert, verleihen der Kleidung alle Schattierungen des Regenbogens. Ein großer, mit Perlen bestickter Kragen ist der würdige Abschluß der grönländischen Weihnachtstracht.

Diese mit höchstem Fleiß und beachtenswerter Kunstfertigkeit ausgeführten Arbeiten verlangen Zeit. An Schlaf ist gar nicht zu denken. „Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan", ist ein Satz, den man auf Schritt und Tritt in den letzten Wochen vor Weihnachten hören kann — es ist nahezu ein Gruß, mit dem sich Grönländer und Grönländerinnen begegnen. Abwechselnd legen sich die fleißigen Grönländer Frauen für ein oder höchstens zwei Stündchen auf die Pritsche. Dann geht die Arbeit mit Nadel und Garn weiter. Soll jedes Familienmitglied die Festkleidung bekommen, so soll auch das Haus gebührend in Ordnung gebracht werden. Die Wohnungseinrichtung in einem Grönländerhaus besteht aus nur wenigen Gegenständen. Ein großer Ofen, ein Tisch und mehrere Kisten erfüllen den Raum. Der Boden wird besonders eifrig gescheuert, die Fenster geputzt. Da aber ein grönländisches Heim gewöhnlich sehr sauber ist, bedeutet das Großreinemachen vor dem Feiertag hauptsächlich nur soviel, daß das ganze Gerümpel irgendwohin geschafft wird. Zuletzt werden die Wände, die oft künstlerisch bemalt sind, mit bunten Bildern — meistens sind es Ausschnitte aus illustrierten Zeitschriften — geschmückt. Jedes Haus bekommt von den Behörden einen Jahrgang alter Zeitschriften, die heute kein Mensch mehr liest. Außerdem kauft sich mancher in dem kleinen Krämerladen der Siedlung, der mit allem Möglichen versehen ist und ein richtiges Universalgeschäft in Miniature darstellt, einen billigen Öldruck. Es ist entweder Jesus in Nazareth oder die Madonna mit dem Kind, manchmal ein Schloß am Rhein oder sogar eine Mühle im Schwarzwald.

Wir kultivierten Menschen mit feinem Geschmack und Verständnis für neue Prinzipien des Wohnungsschmuckes werden über diese Naivität lächeln. Der Grönländer ist aber noch ein Kind. Die biblischen Motive stimmen mit seiner Auffassung der biblischen Geschichte überein, während die fremdartigen Landschaftsbilder ihm von anderen schönen Ländern Kunde geben. Er bewundert das Schloß am Rhein und die Mühle im Schwarzwald, vergißt aber dabei niemals, daß für ihn sein teures Grönland doch das schönste Land bleibt.

Ist das Haus und die Kleidung endlich instand gebracht, dann kommt die Reihe an den Christbaum. Das ist noch einmal eine schwere Arbeit. In den Stamm werden kleine Löcher gebohrt und Äste angebracht. So entsteht aus einem Skelett ein schöner Weihnachtsbaum. Die Äste werden mit duftendem Gebirgskraut, das einige Tage vor Weihnachten auf hohen Bergen gesammelt wird, geschmückt. Dann wird der Baum wie bei uns mit Lichtern und Lametta versehen.

Nirgends in der Welt ist die Gastfreundlichkeit zum Weihnachtsfest so groß wie in dieser entlegensten Gegend unserer Erde, die nicht einmal das Radio kennt. Hier besuchen alle einander zum größten Feiertag des Jahres. Die Bewirtung besteht aus Kaffee, Sealfleisch und Grütze. Seit Advent beginnen die Proben zum weihnachtlichen Gottesdienst und die Einstudierung des Psalmengesanges. Zu diesen Veranstaltungen finden sich alle Einwohner der Siedlung ein — Polarjäger mit ihren Frauen, die kleine Kinder auf dem Arm tragen, junge Mädchen und Burschen, auch die Alten und Krüppel, die sich kaum bewegen können. Zuerst wird der Gesang in der kleinen Kapelle, die als Kirche dient, einstudiert, dann wird das Einüben im Freien fortgesetzt. Der gewissenhafteste Dirigent eines europäischen Sinfonie-Orchesters gibt sich nicht so viel Mühe wie der Leiter eines Chores der Grönländer. Immer und immer wieder wird ein Satz wiederholt. Bis tief in die Polarnacht ertönen die Klänge der Weihnachtslieder.

Die Grönländer verfügen über einen eigenen reichen Schatz von Weihnachtsgesängen. Sowohl Text wie Musik stammen von einheimischen Autoren. Diese Erzeugnisse einer echten Volkskunst bieten ein unerschöpfliches Material für ethnographische Forscher, und sind noch lange nicht entsprechend gewürdigt. Uralte grönländische Sagen verflechten sich mit christlichen Motiven. Die Gesänge atmen ein tiefes religiöses Gefühl und eine innige Frömmigkeit aus. Die Grönländer sind in der Tat die gläubigsten Christen unserer Zeit. Am fleißigsten ist die Jugend, die sich nächtelang auf hält, um eine Vollkommenheit in der Wiedergabe der Weihnachtshymnen zu erzielen. Auch die Kinder halten ihre Proben ab. Sind ihrer viele zusammen, so fürchten sie sich nicht einmal vor den Bergbewohnern, Die Bergbewohner sind die Friedlosen, die aus irgendeinem Grunde — es kann ein begangenes Verbrechen sein oder eine Beleidigung, für die sie ausgestoßen sind — von der Siedlung verbannt sind. Sie leben, wie in uralten Zeiten die Friedlosen der isländischen Sagen, in voller Einsamkeit. In der ewigen Polarnacht nähern sie sich menschlichen Siedlungen, um zu stehlen und gute Leute zu erschrecken. Sobald die Tage wieder länger werden und die Sonne freundlich zu scheinen anfängt, hört die Angst vor den Friedlosen auf. Man hört dann nichts mehr von ihnen.

Am Weihnachtsabend ist die kleine Kapelle der Ortschaft zum Bersten voll. Sie ist in festlicher Pracht erleuchtet. Ein Weihnachtsbaum aus Dänemark strahlt an dem Altar, der mit einem alten deutschen Kupferstich geschmückt ist. Der Priester spricht von „dem, der von Osten kommt". Es ist schwer, in dem kleinen, von Menschen überfüllten Raum zu atmen. Trotzdem klingen die Weihnachtspsalme laut und volltönend. Auf dem Heimweg von der Kirche sieht man, wie hinter allen Fenstern Weihnachtslichter erstrahlen. Es ist schön, ihren Widerschein auf dem Schnee zu beobachten. Jetzt gehen die Leute von Tür zu Tür, von Haus zu Haus und wünschen einander fröhliche Weihnacht. Der Fremde, der sich zu dieser Zeit in der Siedlung aufhält, wird mit Gaben und Geschenken liebevoll bedacht. Es sind schöne grönländische Arbeiten, die man da bekommt und

die einem Wohnzimmer in Europa einen ganz besonders aparten Anstrich verleihen werden.

Niemand schläft hier in der Weihnachtsnacht. Ist der Besuch beendet, so ziehen Scharen von jungen Grönländern mit der fröhlichen Botschaft durch die Nacht. Stundenlang stehen sie im Schnee und singen. Vor jedem Haus muß der feierliche Gesang ertönen. Friedlich leuchten die Sterne, weiß schimmert der Schnee, die Natur bildet einen würdigen Rahmen für das Weihnachtsfest der frömmsten und gutmütigsten Menschen unter den Bewohnern unserer Erde. Wer das Weihnachtsfest in einer grönländischen Siedlung einmal erlebt hat, wird diesen starken Eindruck niemals vergessen können.

Der wilde Jäger.

Eine Weihnachtsgeschichte von **Kurt Kühns.**

Fritz Mohr stand in seinem Zimmer am Fenster, in Jagdstiefeln und Wollweste, und zog mit dem Ölpuschel sein Gewehr durch; prüfend hielt er seine Büchse empor und sah scharfen Auges durch den ölblank schimmernden Lauf.

Seine Frau trat ein, eine schlanke Gestalt, sanfte Augen in dem feingeschnittenen, blassen Gesicht. „Fritz!" rief sie, „Du willst doch nicht auf Jagd gehen, heute am Heiligen Abend?"

„Gewiß will ich." Lachend drehte Fritz sich um, aus seinem hageren, rassigen Gesicht mit dem kurz gestutzten Schnurrbart blitzten kühne, unternehmende Augen. „Gewiß will ich auf Anstand, — auf den Hirsch, der seit ein paar Tagen jeden Abend auf unsern Klee heraustritt."

„Fritz", sagte Lisbeth vorwurfsvoll, „es ist heute Weihnachtsheiligabend. Sollen wir ohne dich aufbauen?"

„Meinetwegen!" versetzte Fritz über die Achsel. „Das ist Weibersache. Wir Männer sind nicht dafür. Ich schon überhaupt nicht. Allgemeine Rührung, — na, das ist mein Fall. Leb wohl, meine kleine Lisbeth! So! Vergieße ein paar Tränen, dann wird dir besser werden. Hast nun mal den wilden Jäger geheiratet!" Er fuhr in seine warme Joppe, hängte den Rucksack auf, pfiff seinem Schweißhund, und zur Tür hinaus war er.

Lisbeth trat ans Fenster und sah ihm nach wie er über den Hof ihres kleinen Gutes schritt, rasch, schwungkräftig, und durch das Hoftor verschwand. Sie trocknete die Träne, die ihr über die Wange rollte. Sie hatte sich so darauf gefreut, wie e r sich über das Bild von seinem Hunde freuen würde, das sie vom Zeichenlehrer der Kreisstadt hatte malen lassen. Sein Hund galt ihm ja mehr als seine Kinder, auch mehr als seine Frau. Wieder wischte sie heimlich eine rinnende Träne fort. Er war einmal so, dachte sie seufzend.

Fritz hatte seinen Hof, der mitten in dem großen Dorfe lag, bald hinter sich. Leichter Schnee lag auf den Feldern und auf den Zweigen der Bäume, welche die Straße säumten.

Rüstig schritt Fritz aus. Ein paar zerlumpte Gestalten kamen ihm entgegen, Landstreicher. Scheu wollten sie sich an ihm vorbei drücken.

„Na, wo wollt ihr hin?" redete Fritz sie an.

„Zur Kreisstadt", entgegnete der eine, „nach der Herberge zur Heimat. Da brennt auch für uns ein Weihnachtsbäumchen." Eilig schritten sie weiter.

Ein Weihnachtsbäumchen! Sogar diese ruhelosen Gesellen fühlten diese geheime Sehnsucht. Und er hatte einen schönen Weihnachtsbaum zu Hause, ein liebes Weib, fröhliche Kinder, und schritt hier ruhelos dahin, von seiner Leidenschaft getrieben. In den Zwölfnächten würde nach altem Brauche auf dem Hofe die Arbeit ruhen. Sollte nicht auch die Büchse feiern? Konnte er nicht heute einmal daheim bleiben, seiner Frau zuliebe? — Ach was! Mochten andere Weihnachtslieder singen und sich Rührungstränen abpressen. Er haßte so etwas. Im Feld und auf der Heide, da such' ich meine Freude, — ich bin ein Jägersmann! Leise pfiff er die Weise vor sich hin.

Er erreichte die Heide und schritt den weichen Waldweg entlang. „Bei Fuß!" rief er leise seinem Hunde zu. Mit unhörbarem Pürschschritt ging es dahin. Die hohen Kronen der Kiefern, von leichtem Schnee bedeckt, hoben sich gigantisch in den grauen Himmel, die stacheligen Wachholdersträucher standen wie weiße Schildwachen am Wege.

Hier lag sein Kleestück. An einer knorrigen, vom Winde schief gewehten Kiefer, die in drei Stämmen aus einer Wurzel wuchs, hatte sich Fritz einen Ansitz gebaut. Er setzte sich in die mit Tannenreisern verschanzte Grube, legte die geladene Büchse vor sich auf die Auflage und wartete. Mählich setzte die frühe Dämmerung des Wintertages ein. Tiefe Stille. Ein eigentümlicher Friede lag über der Natur. Feiertag. Der rauhe Wind zerriß plötzlich das Gewölk, den ziehenden Nebel; mit blauem, flimmerndem Licht blickte der Abendstern in plötzlicher Klarheit durch das Gewölk. So mochte der Engel in der Heiligen Nacht den Hirten auf dem Felde erschienen sein: Christ ist erstanden.

Da setzten im Dorfe die Kirchenglocken ein; bald schwingend, bald verwehend trug der Wind die Klänge herüber. Jetzt ging auch Lisbeth zur Christmette, die heiligen Worte zu hören. Wie sehr hatte sie gewünscht, daß er mit ihr ginge. Und er? War das der Lohn und Dank für ihre Liebe? Auch das kleine Opfer, diesen einen Tag ihr zu widmen, erschien ihm zu groß? Hatten jene heimatlosen Gesellen nicht mehr Herz als er?

Ganz still saß Fritz, in sich versunken. Sein Hund gab einen kurzen knurrenden Laut, wurde aber zur Ruhe verwiesen. Im Feld und auf der Heide, da hatte man nicht nur seine Freude, da konnte man auch seinen Gott erkennen lernen, wenn man die Sprache der Natur verstand. Diese heilige Stille, dies ewige Licht dort oben in Himmels Höhen. Friede auf Erden!

Bald würde zu Hause der Weihnachtsbaum brennen, die Kinder harrten in Hangen und Bangen, in kindlich ungeduldiger Erwartung, und er saß hier, ließ sie warten, rücksichtslos, selbstsüchtig, gewissenlos. Seiner sanften, immer liebevollen Frau verursachte er Tränen!

Mit einem Ruck stand er auf, — im selben Augenblick fuhr sein Hund mit einem Satz aus der Ansitzgrube, und dort auf 100 Meter flog wie ein dunkler Schatten mit einem einzigen mächtigen Sprung, kraftvoll und anmutig zugleich, über den Weg und husch! in den Wald — der Hirsch!

„Zurück!" Der Ruf brachte den erregten Hund wieder an seine Seite. Fritz hängte sein Gewehr um. „Nach den Feiertagen, Tiras", murmelte er. „Heute nicht. Komm!" —

Lisbeth wollte eben die Kerzen anstecken, da stand Fritz vor ihr. Das war ihr Weihnachtsgeschenk, glückhaft und überraschend, wie sie es sich nicht schöner gewünscht hatte. Lachend und weinend sank sie ihrem Fritz an die Brust.

Das wurde ein Weihnachtsabend! Die Kleinen spielten unter dem lichtstrahlenden Weihnachtsbaum, die Alten — Lisbeths Eltern waren gekommen — freuten sich der Kinder. Da setzte sich Lisbeth ans Klavier und spielte aus frohem Herzen das alte Weihnachtslied, das durch die Zeiten und die Geschlechter der Menschen unvergänglich klingt mit seiner frohen Verheißung: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!



Bunte Chronik



* **Der lukrative Polizeiposten.** Während die Polizeibeamten in den Ländern Europas wirklich nicht über zu hohe Einnahmen zu klagen haben, hat eine unlängst vorgenommene Untersuchung der Polizeiverhältnisse in Chicago durch die Civil Service Polizeikommission die überraschende Tatsache ergeben, daß dort das Gegenteil der Fall ist und derartge Posten zu recht ansehnlichen Summen gehandelt werden. Die gewöhnliche Anstellung zum Polizisten erfordert zwar nur 100—150 Dollar, dagegen ist die Beförderung zum Sergeanten, welche eine Erweiterung des Bezirks und stärkere Aufsichtstätigkeit mit sich bringt, mit 1500 Dollar nicht zu hoch bezahlt. Auch die Stellung eines Polizeileutnants muß eine lohnende sein, da sie 5000 Dollar wert ist, während diejenige eines Polizei-Kapitäns die Anlage eines Kapitals von 10 000 Dollar erfordert. Die Untersuchungskommission will mit diesen recht überraschenden Zuständen aufräumen, ob es aber für die Dauer sein wird, ist bei der Eigenart des Polizeidienstes in Chicago eine große Frage.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.